BLAULICHT 269

Tom Wittgen ★★★★★★★★

Maria

Blaulicht 269

Tom Wittgen
Maria

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

Die Kriminalerzählung »Maria« wurde dem Erzählungsband »Schatten in Grün« von Tom Wittgen entnommen. © Das Neue Berlin, Berlin 1985

Der Märzhimmel war wolkenverhangen, und gegen Abend roch es wieder nach Schnee. In der Satellitenstadt flammten Peitschenlaternen auf. Rechts und links der Straße erhellten Fenster die hintereinander- und querstehenden Häuserfronten, von denen niemand genau weiß, zu welchem Straßenzug sie gehören. Der Volksmund bezeichnet diese Gegend als Betonkastenviertel. Ein Dutzend Bäume und eine Menge Gestrüpp werden der kleine Park genannt. Er trennt die Satellitenstadt vom Zementwerk und der Altstadt von H. und schluckt eine Menge schweren, grauen Zementstaub.

Erich Ostermann rollte mit seinem LKW auf der F 80 stadtwärts und bremste im selben Augenblick, in dem das Mädchen aus dem kleinen Park auf die Straße rannte.

Den Kopf durchs Wagenfenster geschoben, schrie er auf das junge Mädchen ein, das hingefallen, aber schon wieder dabei war, sich aufzurappeln. Ostermann mußte sich erst einmal seinen Schreck aus dem Leibe brüllen, ehe er aussteigen und ihr auf die Beine helfen konnte. Sie schien unverletzt, aber so verstört zu sein, daß sie nicht wahrnahm, was um sie her vorging. Ostermann hatte sich wieder in der Gewalt. Er sprach jetzt ruhig und väterlich zu ihr. Ob sie vielleicht vor jemandem ausgerissen sei oder absichtlich in seinen Wagen laufen wollte, fragte er, und was denn der Grund für das eine oder das andere wäre.

Ihr starrer Blick paßte nicht zu dem jugendfrischen Gesicht, das sie Ostermann langsam entgegenhob.

»Ein Überfall ...«

Er packte sie am Arm.

»Kommen Sie, ich fahre zum Krankenhaus und rufe die Polizei an.«

Sie stemmte sich gegen ihn. »Nein, nicht ich«, sagte sie schwunglos. »Im kleinen Park. Ein Mann. Er liegt im Gebüsch.«

Ostermann hielt sie mit beiden Händen an den Schultern. »Nicht schlappmachen, junges Fräulein! Sie müssen mir den Weg zeigen!«

Später, im Polizeiwagen, sagte er zu mir: »Vielleicht hätte ich gleich losfahren sollen, aber ich war nicht sicher, ob sie die Wahrheit sagt. Die hat was an sich ...« Er suchte nach Worten. »Man kommt auf die Idee, sie spinnt einem was vor. Hoffentlich ist sie überhaupt noch da. Versprochen hat sie's.«

Ich fragte, ob er ihren Namen wisse.

»Den Vornamen nur. Maria.«

Am kleinen Park angekommen, ließ unser Fahrer den Wagen im Schrittempo durch den Hauptweg rollen.

»Halt!« rief Ostermann.

Ich sprang hinaus. Der Fotograf hielt sich an meiner Seite. Hinter uns bremste ein zweites Auto. Polizeiarzt und Kriminaltechniker holten uns ein. Ostermann bog Gestrüpp auseinander. Auf der Erde lag ein dunkles Bündel. Unsere Techniker hexten Licht herbei, der Fotograf schoß Bilder. Während sich der Arzt mit dem stillen Mann auf dem Erdboden befaßte, sah ich mich nach Maria um. Ein

paar Meter entfernt, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, saß ein graziles Persönchen.

»Nichts zu machen«, sagte der Arzt. »Der Schlag auf den Hinterkopf war tödlich.«

»Schlag, womit?«

Reine Gewohnheitsfrage. Mehr als »stumpfer Gegenstand« erfährt man selten auf Anhieb. Der Arzt aber erwiderte: »Er ist mit einer Flasche erschlagen worden. Es riecht nach Wodka. Und da sind auch Splitter.«

»Wie angenehm zu wissen, wonach man sucht«, sagte der leitende Kriminaltechniker zu seinen Leuten. »Und wie eine Wodkaflasche aussieht, habt ihr doch in Erinnerung?«

»Wenn er die mal nicht mitgenommen hat«, entgegnete einer.

Ich ging zu dem Mädchen. Sie saß mit angezogenen Beinen wie jemand, der ein bißchen vor sich hin döst.

»Maria?«

Sie blickte auf. Im Zeitlupentempo.

»Ich bin Leutnant Lewandowski. Ich möchte mich mit Ihnen unterhalten.«

Ihr abweisender Blick blieb an mir hängen.

»Na, geben Sie mir erst mal Ihren Ausweis.«

Mit trägen Bewegungen zog sie ihn aus einer kleinen Umhängetasche. Sie hieß Maria Koehler, war achtzehn und ein halbes Jahr alt und seit zwei Monaten in dieser Stadt gemeldet. Unsere Techniker, die nach Glasscherben und der zerbrochenen Flasche suchten, rückten die Scheinwerfer weiter. Das Licht erfaßte Maria. Sie sprang auf, wollte schreien und kriegte keinen Laut heraus, stand mit angstvollen Augen, den Mund geöffnet.

»Wer ist denn das?«

Der Arzt, mit einer Decke über dem Arm, lief auf uns zu.

»Sie hat ihn gefunden«, sagte ich und fügte leise hinzu: »Zumindest das.«

»Sie hat's nicht verkraftet.« Der Arzt hängte ihr die Decke über und trug sie zum Wagen.

Ich sagte den Kriminaltechnikern, wir brauchten den Flaschenhals. Vor allem den, wegen der Fingerabdrücke.

»Klar«, entgegnete der Leiter gereizt, »wir finden Ihnen auch noch den Täter, falls er hier rumliegt.«

Der Arzt packte Maria in den Wagenfond und sagte zu mir, ehe ich einsteigen konnte: »Wie ich Sie kenne, weichen Sie doch nicht von ihrer Seite, bis Sie erfahren haben, was Sie wissen möchten.«

Er kannte mich gut; zumindest wollte ich mehr über sie erfahren, als daß sie durch den Park gelaufen war und einen toten Mann gefunden hatte. Er holte Tabletten aus seiner Tasche.

»Eine, sobald sie mit ihr zu Hause angekommen sind. Lassen Sie sie schlafen. Lassen Sie ihr Zeit und Ruhe.«

Ich versprach's und fuhr los. Ihr Ausweis steckte noch in meiner Manteltasche. Die Adresse hatte ich mir gemerkt. Es war der vierte Aufgang eines Wohnblocks im Betonkastenviertel, achte Etage.

»Wohnen Sie allein?« fragte ich.

Eine Weile blieb es still hinter mir, dann sagte sie abwesend: »Nein. Ich kenne ihn nicht, und ich weiß überhaupt nichts.«

»Schon gut. Ich wollte nur wissen, ob Sie allein leben.«

»Nein«, sagte sie wieder, und nach einer Weile: »Ja«, und als wir ins Haus gingen: »In der zweiten Etage wohnt Tante Hilde.«

»Ich hab' gedacht, mit einem jungen Mädchen kommt bissel Schwung ins Leben. Aber nein, meine Nichte hockt seit acht Wochen nur hier rum, oben in ihrer Wohnung oder hier bei mir. Keine Freundin, keinen Freund. Sie kommt von der Arbeit, liest ein Buch oder liegt auf der Couch. Einfach so. Starrt zur Decke.«

»Und an den Wochenenden?« fragte ich.

»Dasselbe. Das heißt, an den kurzen nur, wenn sie samstags in die Verkaufsstelle muß. An den langen, wo noch ein freier Freitag oder Montag für sie rausspringt, da fährt sie ›nach Hause‹, wie sie sagt, und meint damit ihre Kuhbläke, wo sie nicht einen Verwandten mehr hat.«

Die Kuhbläke hieß Grünwinkel, ein idyllisches Dorf im Erzgebirge. Vor drei Jahren hatte ich ein Privatquartier erwischt und meinen Urlaub dort verbracht. Nach H. zurückgekehrt, brauchte ich eine gute Weile, um mich wieder einzuleben. Für Maria gab es kein Wiedereinleben. Sie kannte nur ihr blühendes, waldiges Grünwinkel und war eines Morgens in einer eintönigen Betonwelt erwacht, grau und staubig.

Maria kannte ihre Mutter nicht und den Vater nur flüchtig. Frau Koehler starb nach der Entbindung. Herr Koehler ging auf Montage. Von Baustelle zu Baustelle. Ihm gefiel dieses Leben. Und Maria gefiel es bei der Großmutter in Grünwinkel. Wenn der Vater zu Besuch kam, wurde gefeiert im ganzen Dorf.

Die Großmutter starb. Es war die Vatermutter gewesen. Ihre Kinder, Marias Vater und dessen Schwester Hilde, berieten, was nun werden sollte.

»Deine Tochter ist achtzehn«, sagte Tante Hilde, »da kommt der Mensch alleine zurecht.«

»Ich werde die Gelegenheit nutzen und sie aus diesem Nest rausholen«, meinte der Vater. »Das heißt, wenn sie will. Wir könnten das Häuschen zum Tausch anbieten. Gegen eine Wohnung in der Stadt. Gegen was Modernes mit Heizung und Bad. Ich möchte nicht, daß meine Tochter ein Landei bleibt.«

An welche Stadt er denke, fragte seine Schwester. Er war unentschlossen.

»Zieht nach H.«, riet sie ihm, »dann ist Maria nicht so oft allein. Du wirst dich ebenso selten in H. sehen lassen wie in jeder anderen Stadt oder wie bislang in Grünwinkel.«

Er war einverstanden, und Maria war auch einverstanden. Nach dem Tod der Großmutter kam ihr das Haus leer und seltsam fremd vor. Die Trauer saß so breit in ihr, daß kein Platz war für Bedenken, ob das Leben in H. erstrebenswert sein konnte. Als eine Wohnung gefunden war, ging Maria einfach fort. Und sie war noch nicht heimisch geworden, als ihr der Tod begegnete. Nicht der leise, selbstverständliche, der die Großmutter hatte einschlafen lassen, sondern der brutale, sinnlose Tod, den Menschen manchmal über Menschen bringen.

Mir war ein wenig bange um Maria.

Hinter dem kleinen Park, dort, wo die Altstadt beginnt, befindet sich eine Konsumverkaufsstelle: Spirituosen, Tabak, Genußmittel. Frau Hilde Abel leitet das Geschäft und hatte ihre Nichte mit hineingebracht. Er ist ein übersichtlicher Selbstbedienungskonsum. Zumeist saß Frau Abel an der Kasse, und Maria packte Ware aus, füllte die Regale, hatte ein Auge auf die Kundschaft. Nun war im kleinen Park, keine hundert Meter von diesem Spirituosengeschäft entfernt, ein Mann mit einer Wodkaflasche erschlagen wor-

den. Ich fragte Hilde Abel, ob sie sich an Kunden erinnere, die, besonders nach dem Feierabend, Wodka gekauft hatten.

Sie nannte und beschrieb mir Stammkunden, und ich notierte. Laufkundschaft hatte sie kaum beachtet.

»Saßen Sie die ganze Zeit über an der Kasse?« fragte ich.

»Ja. Das heißt, bis achtzehn Uhr dreißig. Dann war der Ansturm vorüber, und ich ließ Maria die letzten Kunden abkassieren. – Warten Sie mal! Mir fällt was ein! Da kam einer, bei dem hatte ich das Gefühl, der läßt lieber 'ne Flasche unterm Mantel verschwinden, statt sie in den Korb zu stellen. Druckst im Laden rum, kann sich scheinbar nicht entschließen, wartet bloß auf 'ne günstige Sekunde. Im Laufe der Zeit entwickelt man einen Blick für solche Typen.«

»Und? Hat er was gekauft?«

»Eine Flasche Serschin-Wodka.«

»Bezahlt?«

»Bezahlt. Hat gespürt, daß ich ihn beobachte.«

»Wie sah er denn aus?«

»Danach fragen Sie mal meine Nichte. Ich hab' nur seinen Rücken gesehen und mich für die Handbewegungen interessiert.«

»War er groß?«

Sie überlegte.

»Wenn er einen Kräuterlikör von da oben runterlangen kann, muß er groß gewesen sein.«

»Ich denke, er hat Serschin-Wodka gekauft?«

»Den Likör hat er wieder zurückgestellt. Ins oberste Regal. Mühelos.«

»Erinnern Sie sich an seine Haarfarbe? Oder trug er eine

Kopfbedeckung?«

»Trug er nicht. Allerweltshaar, würde ich sagen. Nicht hell, nicht dunkel. Nackenlang und glatt.«

»Das ist doch schon 'ne ganze Menge«, sagte ich. »Bitte, kommen Sie morgen früh zu uns. Mein Kollege wird nach Ihren Angaben ein Bild von diesem Mann zeichnen.«

»Aber nur Rückenansicht. Mehr habe ich wirklich nicht zu bieten.«

»Vielleicht erkennt ihn trotzdem jemand, oder Ihre Nichte erinnert sich an sein Gesicht. Übrigens, falls sie heute nacht wach und unruhig wird, geben Sie ihr noch eine von diesen Tabletten. Warum sind Sie denn nach Feierabend nicht mit nach Hause gegangen?«

Ihr Blick schätzte ab, ob ich auch darauf eine offenherzige Antwort verdiente.

»Weil ich nicht gerne von der Arbeit weg so schnurstracks nach Hause laufe. Ich guck' lieber erst mal in die *Gute Laune* rein. Aber das Mädel ist doch zu so was nicht zu bewegen!«

Maria dekorierte das Schaufenster, rückte Weinflaschen vor blühende Forsythienzweige, legte Pralinenschachteln auf bunte Deckchen.

»Die wird noch eine Gärtnerei aus dem Konsum machen«, sagte eine Frau neben mir. »Aber irgendwie ist die Verkaufsstelle ansprechender geworden, seit sie da ist.«

Ich ging durch die Tür. An der Kasse saß Hilde Abel und nickte mir zu. Maria bemerkte mich auch dann noch nicht, als ich hinter ihr stand.

»Guten Tag, Maria.«

Sie sah sich nach mir um.

»Guten Tag«, erwiderte sie. Ihre Augen waren klar, die

Stimme fest. Sie zupfte eine Blume aus einem Strauß Märzenbecher und hielt sie mir hin. »Weil Sie mich gestern abend nach Hause gebracht haben.«

Ihr Lächeln war ohne Koketterie. Ein Kind, das dem Onkel Dankeschön sagt. Um ungestört mit ihr sprechen zu können, wollte ich sie ins Hinterzimmer bitten, da weissagte jemand: »Der wird sie sowieso gleich verhaften.«

Maria hatte nichts gehört. Ich schaute mir den Propheten an. Gut gekleidet, korpulent, Augen, die nach Sensation gierten. Einer im blauen Overall meinte skeptisch: »Ist doch alles bloß Vermutung. Wer weiß, ob sie das ist.«

»Wir sollten seine Frau holen«, sagte ein anderer.

In der Verkaufsstelle drängte sich bemerkenswert viel Kundschaft, vor allem Arbeiter der nahe gelegenen Zementfabrik, in der auch Werner Opitz, der Mann, der im kleinen Park mit einer Wodkaflasche erschlagen worden war, gearbeitet hatte. Hilde Abel bat mich mit einem Augenzwinkern an die Kasse.

»Augenblick mal«, sagte ich zu Maria, doch die schmückte schon wieder das Schaufenster.

»Hier ist so 'n dummes Gerede im Gange«, flüsterte Frau Abel. »Von wegen Maria wäre die Freundin von Opitz gewesen.«

»War sie's?«

»Hab' ich Ihnen gestern abend nicht erzählt, wie sie lebt?«

»Kam Opitz zu Ihnen einkaufen?«

»Stammkunde für Zigaretten.«

»Ich gehe jetzt mit dem Mädel nach hinten und rede mit ihr.«

Frau Abel nickte.

Maria sagte, sie habe schon eine brauchbare Idee für die Osterdekoration, und schob mich durch den dicken Vorhang in einen engen Raum, in dem man sich die Hände waschen, mit einem Tauchsieder Kaffeewasser kochen und zu zweit an einem Tisch sitzen konnte. Auf der Tischmitte stand ein Telefon. Schwarz, alt, mit hoher Gabel. Wenn man sich nicht anschrie, blieb im Raum, was gesprochen wurde.

»Maria, ich muß alles wissen, was gestern abend geschehen ist, nachdem Sie die Verkaufsstelle verlassen haben.«

»Ich wollte nach Hause gehen«, sagte sie. »Im Park lag ein Mann vor mir. Ich bin zur Straße gelaufen, um Hilfe zu holen.«

Die Lüge kam ihr über die Lippen wie eine unbedeutende Nebensächlichkeit. Ich korrigierte sie in derselben Tonart.

»Er lag nicht vor Ihnen, sondern abseits vom Weg im Gebüsch. Und Sie sind auf die Straße gelaufen, als hätten Sie's eilig gehabt, unters nächste Auto zu kommen.«

Sie wurde nicht einmal verlegen.

»Richtig. Ich hörte ein Geräusch. Es klang wie ein Stöhnen. Da bin ich hin.«

»Kannten Sie den Mann, der da gelegen hat?«

»Nein.«

»Er arbeitete aber nebenan im Zementwerk und kaufte täglich Zigaretten bei Ihnen.«

»Soo?« sagte sie. »Ich habe ihn nicht erkannt. Es war wohl zu dunkel.«

»Als wir kamen, war der Mann tot«, sagte ich jetzt mit strengem Ton. »Als Sie ihn fanden, stöhnte er noch. Demnach war er eben niedergeschlagen worden. War jemand

bei ihm? Lief jemand davon?«

»Nein.«

»Sie müßten irgend jemanden gehört oder gesehen haben.«

»Nein.«

Sie dehnte das Wort, schloß die Lippen und verkniff die Mundwinkel.

»Der Mann ist mit einer Wodkaflasche erschlagen worden. Bis jetzt sind Sie die einzige, die uns ein paar Anhaltspunkte geben kann. Maria, Sie wissen einiges, obwohl Sie's lieber nicht wissen möchten. Sie wären vor Schreck beinahe in ein Auto gelaufen. Was hat Sie denn so in Panik versetzt?«

Sie schwieg. Eine Weile sagte ich auch nichts, beobachtete sie nur. Ihr Blick war ausdruckslos geworden. Sie schien mir zu den Menschen zu gehören, die entsetzliche Dinge verdrängen, einfach ignorieren können. Oder müssen. Um nicht daran kaputtzugehen.

Auf dem Tisch zwischen uns klingelte das Telefon. Wir blickten uns beide an, und jeder erwartete vom anderen, daß er den Hörer abnahm. Schließlich sagte ich: »Es ist Ihr Telefon in Ihrer Verkaufsstelle.«

Sie nahm ab.

»Ja?« Und mit einem Blick zu mir: »Heißen Sie Lewandowski?«

Ich griff nach dem Hörer. Hauptmann Brottke, Leiter der Moduntersuchungskommission! Mit leiser, scharfer Stimme befahl er: »Kommen Sie sofort zur Dienststelle mit diesem Mädchen.«

Davon hielt ich nichts, falls keine zwingenden Gründe vorlagen, und das deutete ich ihm an.

»Frau Opitz behauptet, ihr Mann habe eine Freundin gehabt. Ein ganz junges Ding. Sie kennt sie. Eben wollte sie zur Konsumverkaufsstelle. Kollegen ihres Mannes meinen, die junge Verkäuferin dort sei mit dieser Freundin identisch. – Merken Sie eigentlich, daß es um Sie herum ziemlich stürmisch zugeht? Die Kollegen von Opitz sind aufgebracht, in der Altstadt kursieren Gerüchte, und Frau Opitz kann jeden Augenblick die Nerven verlieren.«

»Zur Zeit«, entgegnete ich, »sitze ich im Zentrum des Orkans, dort, wo Ruhe ist.«

Ich legte auf. Draußen keifte Hilde Abel, das sei eine Konsumverkaufsstelle und kein Affentheater, wer nichts kaufen möchte, habe sofort zu verschwinden. Ich bat Maria, sich etwas überzuziehen und mitzukommen. Sie nahm einen leichten Mantel vom Haken, ich half ihr hinein, sie sagte danke. Wir betraten den Verkaufsraum. Noch immer standen eine Menge Leute herum. Einige waren im Begriff gewesen hinauszugehen, zögerten, kamen zurück. Jemand sagte: »Na klar, isse das. Er hat immer von 'ner Blonden gesprochen.«

Ich packte den ersten, der uns im Weg stand, am Jackett und schob ihn unsanft beiseite. »Kriminalpolizei. Machen Sie Platz! Bißchen plötzlich, wenn ich bitten darf.«

»Sieht schon aus wie 'n Flittchen«, sagte eine Frau.

»Das wäre nich 's Schlimmste. Aber jemanden umbringen ...«

»Erst hatse gesoffen mit ihm, dann die Flasche übern Schädel ...«

Bevor wir zur Tür kamen, war der Weg wieder verstopft.

»Raus hier!« brüllte ich.

Draußen fuhr der Streifenwagen vor. Ich packte wieder

einen, stieß ihn durch die Tür, den Streifenpolizisten in die Arme, zeigte auf diesen und jenen und sagte: »Personalien überprüfen! Behindern die Kriminalpolizei bei der Arbeit!«

Langsam wichen sie zurück. Die Polizisten schnappten sich einige und ließen sich die Ausweise zeigen. Ehe ich die Wagentür hinter Maria zuschlagen konnte, hörte ich: »Mörderin!«

»So was nehmen die noch in Schutz!«

Ich fuhr los. Maria saß neben mir und weinte.

»Ich muß Sie zur Dienststelle bringen«, sagte ich. »Wir fahren einen kleinen Umweg. So klein oder groß, wie ich's gerade noch verantworten kann. Und das ist Ihre Chance, mir die Wahrheit zu sagen. Denn wenn Sie dort so rumschwindeln wie eben, wird es für Sie unerfreulicher als nötig. – Haben Sie ihn getötet?«

»Nein.«

Sie putzte sich die Nase, schluchzte noch ein paarmal und wurde ruhig.

»Waren Sie seine Freundin?«

»Nein.«

»Wenn Sie jetzt einfach tun könnten, was Sie wollten, was würden Sie machen?«

»Nach Hause fahren«, sagte sie ganz selbstverständlich.

»Haben Sie einen Freund dort?«

»Nicht, wie Sie das meinen. Aber alle, mit denen ich gern zusammen bin, sind in Grünwinkel und Hinterdorf und Waldenhain. Dort war's immer zum Wohlfühlen. Eben wie zu Hause.«

»Aber hier fühlen Sie sich fremd und einsam, kommen mit sich und den Menschen nicht zurecht und sehnen sich nach Grünwinkel. Niemand hilft Ihnen oder versteht Sie.

Am allerwenigsten Tante Hilde. Und dann kam dieser Mann. Mit ihm konnten Sie sprechen. Er hörte zu. Er war zärtlich. Bei ihm fühlten Sie sich ein bißchen zu Hause. Vielleicht wußten Sie anfangs nicht, daß er verheiratet war – und als Sie's erfuhren, war's zu spät.«

»Ich glaube nicht, daß er verheiratet ist«, sagte sie nachdenklich, »er trug keinen Ring.«

»Seit wann kennen Sie ihn?«

»Seit drei Wochen ungefähr. Er hat mir das Leben gerettet.«

Ich drehte noch eine Runde. Mochte mein Hauptmann ungeduldig werden wie ein Hochzeiter, der auf die Braut wartet. Hier im Wagen war das Mädchen in der Stimmung zu sprechen. Ein Szenenwechsel, nüchterne Diensträume, Kriminalisten, die ihr fremd waren, konnten sie einschüchtern.

»Was ist denn damals passiert?«

»Ich war ein bißchen in Gedanken und noch nicht an die vielen Autos gewöhnt, plötzlich war eins ganz dicht ran. Ich wollte vorspringen, und wenn ich's getan hätte ...«

»Sie haben's also nicht getan«, forschte ich.

»Er hat mich zurückgerissen.« Und nach einer Weile leise: »Er war überhaupt sehr nett. Er hat mein Haar gestreichelt und mit mir gesprochen. Über die Stadt und über Grünwinkel, über das Waldsterben, über Filme und Tiere.«

»Sind Sie in ein Lokal gegangen?«

»Nein. Nur so rumgelaufen. Durch den kleinen Park und ein Stück durch die Altstadt.«

»Dann haben Sie sich verabredet und sich ab und zu mit ihm getroffen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Manchmal habe ich ihn in der

Verkaufsstelle gesehen. Immer hat er irgendwas Nettes zu mir gesagt, auch, daß wir wieder mal spazierengehen sollten.« Sie weinte wieder.

»Maria, vielleicht werden Sie jetzt unschöne Dinge zu hören kriegen. Machen Sie sich nichts daraus. Bleiben Sie ruhig und ohne Angst. Auch wenn Sie das Gefühl haben, man glaubt Ihnen nicht. Ich weiß, daß Sie mir die Wahrheit gesagt haben, und verstehe jetzt, daß Sie gestern so fertig waren, als Sie ihn im Park liegen sahen.«

Ich fuhr schnurstracks zur Dienststelle. Maria wandte sich zu mir um. Ich bremste schon, als sie sagte: »Den Mann im Park kenne ich nicht. Sie haben mich nach jemandem gefragt, der nett war zu mir, und von dem habe ich Ihnen erzählt.«

Ich ließ Maria im Warteraum und ging zu Hauptmann Brottke.

»Die Leute vom KI haben den Flaschenhals gefunden«, sagte er. »Mit Fingerabdrücken darauf. Wir müssen von Fräulein Koehler die Abdrücke nehmen.«

Natürlich mußten wir das. Um auszuschließen, daß ihre Finger den Flaschenhals berührt hatten. Oder um festzustellen, daß sie ihn gegriffen hatte. Ein Schuldbeweis war das noch lange nicht.

»Inzwischen steht fest, daß es eine Flasche Serschin-Wodka gewesen ist, mit der Opitz erschlagen wurde«, sprach Brottke weiter. »Die Fahndung nach dem Kunden, der gestern im Eckkonsum kurz vor Feierabend Serschin-Wodka gekauft hat und ein bißchen unangenehm auffiel, läuft.« Brottke zuckte die Schultern, wie jemand, der ungern Dinge tut, die nichts bringen, und doch nicht darum

herumkommt. »Wir fahnden nach allen, von denen wir wissen oder auch nur vermuten, daß sie gestern eine Flasche Serschin-Wodka in der Tasche hatten.« Ein kleiner Seufzer, dann: »Vielleicht haben wir ganz einfach Glück. Soll ja vorkommen.«

Das Telefon klingelte. Die Gegenüberstellung von Maria Koehler und Frau Opitz war vorbereitet. Das Gesicht der Frau zeigte Spuren einer schlaflosen, durchweinten Nacht. Sie war groß, kräftig, trug einen grobgestrickten Pullover und bemühte sich, ruhig zu wirken. Ich bat sie, nur zu nikken, falls sie in einem der Mädchen die Freundin ihres Mannes erkenne, und uns außerhalb des Raumes zu sagen, welche es gewesen sei. Wir hatten Maria zwischen drei weibliche Mitarbeiter von uns gestellt. Frau Opitz ging mit niedergeschlagenem Blick, hob ihn erst, als sie vor den Mädchen stand. In ihren Augen war Kälte und Verbitterung. Sie nickte, und wir gingen wieder hinaus mit ihr. Draußen sagte sie: »Die zweite von links.«

Die zweite von links war Maria gewesen.

Ein Kriminaltechniker kam mit Maria Koehler den Flur entlang. Sie schritt langsam und teilnahmslos, sah weder mich noch den Hauptmann oder Frau Opitz an. Mein Kollege von der Technik war ungeduldig, weil sie nicht Schritt hielt mit ihm. In Brottkes Zimmer klingelte wieder das Telefon. Schnell zog er die Tür hinter sich zu, und ich blieb stehen, zwischen dieser Tür und Frau Opitz, befallen von Wundergläubigkeit: Vielleicht hatte einer der gestrigen Wodka-Kunden bei seiner Überprüfung gestanden ...

In meinem Zimmer bat ich Frau Opitz, Platz zu nehmen. Mich trieb es, umherzugehen.

»Sie haben sie also wiedererkannt«, sagte ich. »Wie oft

haben Sie sie denn gesehen?«

»Einmal.«

Ihre Stimme war tief, ein wenig rauh, paßte zu ihrer Erscheinung. Auch zu dem blassen, flächigen Gesicht mit den leicht aufgeworfenen Lippen.

»Wann sind Sie ihr begegnet?«

»Vor zehn Tagen.«

»Und wo?«

»In meiner Wohnung.«

»Ihr Mann hatte sie mitgebracht?«

Ich kenne Ehemänner, die der Frau einfach ihre Freundin vorstellen, bin nur noch nicht dahintergekommen, wen von den Beteiligten das besonders glücklich macht.

»Er hat sie angerufen und sie wissen lassen, daß ich weggefahren bin. Für mehrere Tage. Sie ist zu ihm gegangen. Am späten Abend noch. Er lag schon im Bett und las Zeitung.«

Das war ihre Version. Oder die, die ihr Mann zum besten gegeben hatte. Wahrscheinlicher war, daß er das Mädchen am Telefon überredet und gebeten hatte, die Nacht in seiner Wohnung zu verbringen. Der Unterschied wog nicht allzu schwer.

»Sie kamen früher als erwartet?«

»Ja. Ich muß kurz nach dem Mädchen gekommen sein. Im Korridor hing ihr Mantel. Außer einem Nachtlämpchen im Schlafzimmer brannte nirgends Licht in der Wohnung. Mein Mann stürzte aus dem Schlafzimmer, hängte sich den Morgenrock über und zog mich in die Küche. Er beschwor mich, es sei ihm bisher noch nie in den Sinn gekommen, mich zu betrügen. Er habe die Kleine erst kürzlich kennengelernt, und es sei nichts gewesen zwischen ihnen. An je-

nem Abend auch nicht. – Ich war dazwischengekommen, noch bevor sie mit beiden Beinen in sein Bett gestiegen war!«

»Sie sagten, Sie haben das Mädchen gesehen.«

»Ja. Mein Mann und ich sprachen in der Küche miteinander. Ich weinte, verzweifelt über seine Bereitschaft, mich zu hintergehen. Wir hörten sie aus dem Schlafzimmer kommen und im Korridor den Mantel überziehen. Mein Mann war völlig hilflos und verwirrt. Über meine Tränen, über das, was er da angerichtet hatte. Er brachte es nicht fertig, etwas Vernünftiges zu tun, zum Beispiel, sie einfach gehen zu lassen. Er zog sie unter die Küchentür und sagte zu mir: ›Sieh sie dir an! Sie ist nicht schlecht. Sie ist wirklich nicht schlecht. Und ich bin es auch nicht.‹«

»Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Ich habe ihr ein Zeichen gegeben, daß sie verschwinden möge! Ich fühlte mich gedemütigt von ihr, und mein Mann muß von Sinnen gewesen sein, zu verlangen, daß ich sie noch begutachte.«

»Hatte sie im Korridor Licht angedreht?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Frau Opitz, Sie konnten das Mädchen nicht wiedererkennen.«

Sie blickte mir in die Augen.

»Und doch muß sie es gewesen sein. Alle im Zementwerk wissen, daß sich mein Mann mit der Verkäuferin der Konsumverkaufsstelle getroffen hat.«

»Einige glauben das zu wissen, und wir werden herausfinden, ob es einen einzigen gibt, der es beweisen kann. In jener Verkaufsstelle habe ich heute erlebt, wie Gerüchte entstehen. Jemand sagt: Die Kleine sieht aus wie die

Freundin von Opitz. Eine Verdrehung, böswillig oder klatschsüchtig, oder einfach ein Mißverständnis, das in anderer Situation belanglos geblieben wäre. Doch da ist ein Mord geschehen, sinnlos, grausam, und das Mädchen ist als erste auf den Leichnam gestoßen. Die Kriminalpolizei beschäftigt sich mit ihr. Und nun erhält die Bemerkung, sie sei die Freundin des Ermordeten gewesen, eine ungeheure Tragweite, einen ganz vertrackten Sinn.«

Sie schwieg. Nichts ließ erkennen, daß sie bereit war, über meine Worte nachzudenken. Ich fragte: »Wie haben Sie seit jenem Abend mit Ihrem Mann weitergelebt?«

»Er bemühte sich um mich, aber ich war zu tief verletzt, um das alles als ungeschehen betrachten zu können. Ich hätte einfach noch etwas Zeit gebraucht, um drüber wegzukommen. Aber da ...«

Sie schluckte und wandte sich ab.

»Gestern, als er getötet wurde, war Geldtag«, sagte ich. »Geld hatte er keines bei sich. Raubmord nennen wir das. Hatte er Feinde? Stand er in jemandes Schuld, oder hatte er Geld verborgt, das er zurückforderte?«

»Nein«, sagte sie. »Auf alle Fragen nein. Ich wüßte das. Wir haben wirklich gut miteinander gelebt, bis das mit dem Mädchen passierte. Er hatte mir versprochen, mit ihr Schluß zu machen. Kein Ausgehen, kein Treffen, kein Wiedersehen. Sie verlor ihn. Aber nicht, ohne sich dagegen zu wehren. Vielleicht ist es im Streit geschehen. Das Geld kann sie genommen haben, um Raubmord vorzutäuschen. Skrupellos genug ist sie ja.«

»Hat Ihr Mann manchmal Wodka gekauft?«

Sie antwortete nicht direkt.

»Vielleicht hat er es gestern getan. Nur, daß er nicht bis

nach Hause gekommen ist damit.«

Ich entließ sie. Auch Maria hatte man inzwischen nach Hause geschickt. Die Fahndung im Mordfall Opitz lief auf Hochtouren. Am Nachmittag rief mich der Chef in sein Zimmer.

»Eben«, sagte er, »hat das KI angerufen. Die Fingerabdrücke auf dem Flaschenhals sind mit denen von Fräulein Maria Koehler identisch.«

Ich fuhr wieder ins Betonkastenviertel. Maria sah durch mich hindurch, als sie mir die Tür öffnete. Es war kurz nach 19.00 Uhr. Sie setzte sich in einen kleinen, bequemen Sessel und nahm keinerlei Notiz von mir. Sie hörte die »Melodie in Stereo«. Durch einen Lampenschirm aus dikkem rotem Stoff sickerte Schummerlicht. Ich knipste die Deckenbeleuchtung an und sagte: »Damit wir auch schön sehen, was wir denken«, und wünschte ihr einen guten Abend.

Sie dankte mir nicht, sie lächelte nicht, sie tat überhaupt nichts, saß nur da und hörte »Melodie in Stereo«. – Falls sie überhaupt etwas hörte. Ich drehte das Radio aus. Sie reagierte noch immer nicht. Ich setzte mich auf eine Ecke ihrer Schlafcouch und wünschte in dieser Stunde nicht Kriminalist, sondern Arzt zu sein. Vielleicht hätte ich dann mehr mit ihr anzufangen gewußt.

»Maria, warum haben Sie mich belogen?«

Sie wandte mir ihr Gesicht zu.

»Wachen Sie auf, Mädchen! Ahnen Sie denn nicht einmal, in was für eine Sache Sie sich da hineinlügen? Von wegen, neben der Leiche lag keine zerbrochene Flasche! Von wegen, Sie kannten Herrn Opitz nicht. Er war Kunde

bei Ihnen. Seine Frau behauptet, Sie seien seine Freundin gewesen, und auf der Flasche, mit der er erschlagen wurde, sind Ihre Fingerabdrücke. Begreifen Sie nicht, was das für Sie bedeutet?«

»Diese Frau lügt«, erwiderte sie ruhig.

»Na, sagen wir, sie irrt sich. Dann wären wir wenigstens in einem Punkt einer Meinung. Und jetzt erzählen Sie mir, wie Sie an diese Flasche gekommen sind.«

»Es war keine Flasche. Nur ein Scherben. Er lag auf dem Weg.«

»Auf dem Sie durch den kleinen Park in Richtung Straße liefen?«

»Ja.«

Plötzlich war ich ganz dicht dran. Gleich hatte ich's, wenn ich keinen Fehler machte.

»Sie sahen also zuerst auf dem Weg den Scherben und dann im Gebüsch den Mann liegen.«

»Ja«, sagte sie und wandte ihr Gesicht wieder ab von mir.

Wieso läuft jemand ins Gebüsch und findet einen Toten, wenn auf dem Weg ein Flaschenhals liegt? Nein, der hatte nicht da gelegen! Der war geworfen worden. Der kam aus dem Gebüsch geflogen und landete dicht vor ihr, und sie war dahin gelaufen, wo sie jemanden stöhnen hörte. Sie sah einen Mann am Boden liegen und einen, der davonlief. Und den kannte sie.

Es mußte jener Mann gewesen sein, der sie vor dem Auto zurückgerissen, sie gestreichelt, sich Zeit genommen hatte, ihr zuzuhören und mit ihr zu sprechen. Über Grünwinkel, über die Stadt, das Waldsterben, über Tiere. Für kurze Zeit war er ein Stück Heimat für sie geworden – dann hatte sie

ihn als Totschläger erlebt. Sie verdrängte, was sie an jenem Abend gesehen hatte.

Mit einem Male war alles – nein, noch nicht klar, aber erklärlich. Der Schock, ihr seltsames Verhalten, wenn jemand an die Begebenheit des Mordabends rührte. Auch ihre relative Gleichgültigkeit, als Opitz' Freundin oder gar als seine Mörderin verrufen zu werden. Sie wollte nicht den Mann schützen, der Opitz getötet hatte, sondern ihr Trugbild von ihm. Was blieb, wenn ich es ihr zerstörte?

»Als Sie entdeckt hatten, was geschehen war, sind Sie auf den Weg zurückgelaufen und haben den Flaschenhals aufgehoben. Und weiter?«

»Ich bin losgerannt, um Hilfe zu holen. Den Scherben habe ich unterwegs weggeworfen.«

»Wo ungefähr?«

»Ich weiß nicht.«

»Haben Sie ihn nach rechts oder links vom Weg geworfen?« Zögern. Ernsthaftes Nachdenken, dann: »Nach links.« Das stimmte. Ich hatte mir die Stelle, wo er gefunden worden war, auf der Karte zeigen lassen.

»Warum haben Sie dieses Stück Glas nicht einfach liegenlassen, wo es lag?«

Sie schwieg.

»Maria«, sagte ich, »wir müssen den Mann finden.«

Dann schwiegen wir beide. Irgendwann nickte sie ein wenig und sagte: »Ich weiß.«

»Erzählen Sie mir, wie er aussieht. Ganz genau.«

Sie sprach schleppend, aber sie sprach.

»Er ist groß«, sagte sie, »groß und kräftig. Wie die Holzfäller bei uns. Seine Hände sind rissig. Er trägt eine braune Lederjacke. Die ist auch rissig. Die gleiche Farbe wie die

Jacke hat sein Haar. Ganz glatt nach hinten gekämmt ist es und reibt sich am Jackenkragen.«

Ich drückte ihr die Zeichnung in die Hand, die nach den Angaben ihrer Tante von dem auffälligen Wodka-Kunden gefertigt worden war.

»Ist er das?«

»Ja«, sagte sie, »von hinten. Wie komisch. Haben Sie das gemalt?«

Ich erklärte ihr, wie es zustande gekommen war, und bat sie am folgenden Tag zu uns, damit wir mit ihrer Hilfe das Gesicht des Mannes sichtbar machen konnten. Ich beschrieb ihr auch das Verfahren, und es schien sie einigermaßen zu interessieren.

»Sie können sein Gesicht doch beschreiben?«

»Er sieht gut aus«, sagte sie. »Ich meine, wie ein guter Mensch sieht er aus.«

»Das sollten Sie mir genauer erklären.«

»Sein Gesicht ist vielleicht ein bißchen zu lang. Nein, nicht das ganze Gesicht. Nur das Kinn. Die Lippen sind dick. Den Mund hält er ein wenig geöffnet, und es sieht aus, als staune er immerzu über irgend etwas. Er hat graue Augen. Helle graue Augen mit vielen Fältchen in den Winkeln. Und wenn er will, kann er mit den Augen lachen. Seine Nase ist schmal und hat einen kleinen Höcker. Er sagte, er hätte da mal eins draufgekriegt. Aber er hat mir nicht erzählt, von wem.«

»Trägt er einen Bart?«

»Keinen Bart.«

»Morgen früh um acht Uhr«, sagte ich, »hole ich Sie mit dem Wagen ab. Ich bringe Sie zu meinem Kollegen, der das Bild anfertigt. Sie haben eine gute Beobachtungsgabe.«

Ihr Gesicht verdüsterte sich.

»Und wenn Sie das Bild haben, finden Sie ihn.«

»Unsere Chancen, ihn zu finden, sind dann größer.«

Sie stand auf und schaltete das Radio ein. Der Nachrichtensprecher sagte, die Sowjetunion sei zu weiteren Abrüstungsverhandlungen bereit. Sie drehte wieder aus, setzte sich in ihren kleinen Sessel und sah durch mich hindurch.

»Maria«, sagte ich, »er war in dieser Stadt nur der erste Mensch, bei dem Sie das Gefühl hatten, geborgen und ein bißchen zu Hause zu sein. Hören Sie! Der erste, nicht der einzige!«

»Ja, natürlich«, erwiderte sie gleichgültig. »Sie haben recht.«

Es klang, als hätte sie gesagt: Ach, lassen Sie mich doch in Ruhe.

Am folgenden Morgen stand sie um 8.00 Uhr schon vor der Haustür, blaß, müde aussehend, mit dunklen Ringen unter den Augen. Aber ihre Stimme klang frisch, und sie lächelte, als sie zu mir in den Wagen stieg. Ich lieferte sie im KI ab, und zwei Stunden später rief mich mein Kollege an.

»Sie war großartig«, sagte er, »wir haben ein brauchbares Identifikationsbild von dem Burschen.«

Ich atmete auf. »Na prima. Ich hole sie ab und fahre sie rüber in die Altstadt zum Konsum.«

»Sie sagt aber, sie möchte zu Fuß gehen. Vielleicht tut ihr das ganz gut. War ziemlich anstrengend.«

»Kann ich sie mal sprechen?«

Er gab ihr den Hörer, und sie sagte: »Ja?«

»Ich höre, Sie verschmähen meine Begleitung?«

Sie lachte.

»Seien Sie bloß nicht beleidigt. Wird schon wieder mal klappen. Ich möchte mir die Beine ein bißchen vertreten nach einer so langen Sitzung.«

Ich drang nicht weiter darauf, Kavalier zu spielen, hatte ohnehin genug Arbeit.

»Also gut«, sagte ich, »dann komme ich gelegentlich vorbei, Zigaretten kaufen. Auf Wiedersehen, Maria. Und vielen Dank.«

»Leben Sie wohl«, sagte sie und legte auf.

Fünfzehn Minuten später wurde uns ein Verkehrsunfall gemeldet. Auf der F 80, in Höhe des kleinen Parks, war ein junges Mädchen von einem PKW überfahren worden. Augenzeugen berichteten, sie sei direkt in das Auto hineingelaufen. Es habe einen dumpfen Knall gegeben, dann sei sie hochgeschleudert worden und auf dem Bordstein aufgeprallt. Sie starb auf dem Weg ins Krankenhaus. Der Polizist, der ihre Personalien festgestellt hatte, sagte, sie heiße Maria Koehler.

Unfall? Selbstmord? Nutzte es noch jemandem, das herauszufinden? Vorläufig tat ich das, was Maria eine Zeitlang praktiziert hatte: Ich verdrängte das Ereignis. Wir suchten mit Hilfe des Bildes, das sie uns entworfen hatte, den Mörder von Opitz. Und schließlich wurde er aufgegriffen.

Anfangs leugnete er. Wir zeigten ihm ein Foto von Maria. Er wußte nichts von ihrem Tod, glaubte, sie würde ihm gegenübergestellt und ihn identifizieren. Er sah keine Chance für sich und gestand.

Lange Zeit hatte er nichts vom Arbeiten gehalten, mit einemmal wurde es schwierig, Arbeit zu finden. Er riß sich aber auch kein Bein aus danach, strolchte in der Republik umher, schlief bei Kumpels und bei Frauen. Nach H. ver-

schlagen, erinnerte er sich an das Zementwerk und die Gehaltstage dort. Im kleinen Park begegnete er Opitz. Dessen Namen hatte er vergessen, doch vom Ansehen kannte er ihn noch. Er bat ihn um Geld. Opitz lehnte ab. Der andere handelte. Wenigstens fünfzig Mark. Rückzahlung demnächst. Ehrenwort. Opitz konnte sich wohl kaum noch an ihn erinnern und sah keinen Anlaß dafür, fünfzig Mark zu verschenken.

Der Mann, der um Geld bat, hatte getrunken. Serschin-Wodka. Die Flasche war erst zur Hälfte geleert. Er bot Opitz einen Schluck an. Der lehnte auch das ab. Feiner Kumpel, meinte der andere gereizt, und langsam kroch die Wut in ihm hoch. Sie gaben sich böse Worte, achteten dabei nicht auf den Weg und waren in einer Sackgasse mitten im Gebüsch gelandet. Opitz wandte sich um und wollte zum Weg zurück. Der andere schlug zu. Der Wodka, der noch in der Flasche war, verstärkte den Schlag erheblich. Ein kraftvoller Schlag war es ohnehin gewesen.

Er habe Opitz nicht töten wollen, beteuerte er.

Er hatte ihn getötet.

Vielleicht hatte auch Maria nicht sterben wollen. Vielleicht hatte sie gehofft, es gäbe noch jemanden, der sie zurückriß.

1. Auflage dieser Ausgabe
© Verlag Das Neue Berlin, Berlin · 1988
Lizenz-Nr.: 409-160/207/88 · LSV 7004
Einbandentwurf: Erhard Grüttner
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: Druckerei Neues Deutschland, Berlin

622 807 8
00025

30

31235